Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 17

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]
Autor: Wolff, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639463

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

um den Leuten einen Schluck Milch zu bringen. Nun greift zu", machte er eifrig, „greift zu und laßt's euch schmecken! Nichts für ungut, daß wir's nicht besser haben; wie man's halt etwa auf der Bauernsame hat. Ich will unterdessen das Maitli holen."

„'s ist doch wunderlich", redete der Steuereinnehmer; „es will mich bedünken, dieses Heubergwyseli sei nicht grad besonders gelüstig nach mir, daß es sich gar nicht zeigen will. Ist dem Alten am End gar drausgelaufen. Da müßte ich danken."

„Ich will einmal einen Blick durchs Fenster tun", sagte halblaut die ältliche Jungfer; „vielleicht sehe ich sie im Heu. Ich will dann schon herausbringen, wie sie tut, wenn der Alte sie heimholt."

Sie trat an ein Fenster, schob ein Scheiblein zurück und steckte den Kopf hinaus, wobei sie gar sorglich acht gab, daß ihr regenbogenfarbener Federwald auf dem Hut nicht zu Schaden kam.

„Ich sehe sie nirgends", machte sie, „und den Bauer auch nicht."

Jetzt verschüttelte das vor dem Hause stehende Pferd den Kopf, was ein fröhliches Schellengebimmel absetzte. Sie schaute hinab und erblickte einen gradgewachsenen, hübschen Bauernburschen, der dem Pferd eben einen Haufen Heu auf den Scheitblock zugeschoben hatte. „Das ist schön", rief sie hinunter, „daß Ihr dem Roß für Futter gesorgt habt." — „Ja", kam's herauf, „es frißt gern, hat einen weiten Weg hinter sich."

Sie sah immer wohlgefälliger auf den sauberen Jungen; ihre Augen strahlten ihn förmlich an. Jedoch er schien es nicht zu bemerken; denn er schaute angelegentlich um die Ecke nach der Scheune, wo man den Alten etwas donnerwettern hörte.

„Kommt doch herauf!" rief jetzt die Jungfer hinunter: „Ihr seid ja wohl der Sohn des Heubergbauers?" — „Nein", gab der Bursche verlegen, zögernd, zurück; „ich bin nur sein Kühknechtlein." — „So", machte sie enttäuscht. „Ich hielt euch wahrhaftig für den Sohn."

Ihre Augen wollten nicht von dem wohlgewachsenen Burschen loskommen.

„Sepp, Bub!" Der Junge ward blutzündrot.

„Sepp, hast du denn die Ohren im Sack!" rief's von der Scheune her. „Die heillose Hexe hat sich ins Heu verkrochen und will einfach nicht kommen. Es möchte einer veitstanzig werden. Jetzt geh hinauf zum Steuereinnehmer. Die Jungfer will dich sehen. Sei kein Schaf und geh hinauf, sag ich! Wenn sie auch nicht die Jüngste ist, so hat sie doch brav Geld im Beutel. Und hast du Geld, bist du ein Held und hast die Welt. Wo bist denn jetzt?"

Der Heuberger trat um die Hausecke. Oben, neben dem Stiegenbrücklein, ging leise ein Scheiblein zu.

„Ja, der Donner abeinander", knurrte der Alte in sich hinein; „was ist denn jetzt das; ist denn heut alles verhext auf meinem Hof? Dort läuft ja der Sepp wahrhaftig zu den Heuern. Sepp, Sepp!" lärmte er. Er trampte faustend und fluchend seinem Sohne nach. Aber als er keuchend ins Heu hinaus kam, lief ihm der lachend davon und dem Walde zu.

Wütend, brennend vor Scham, eilte er ihm nach, und bald waren beide im Holz verschwunden.

Nach einer geraumen Weile trampte der Heubergstöffi wieder mit grimmigem Gesicht aus dem Wald zurück. Er hatte seinen behenden Sohn umsonst gesucht.

Fortsetzung folgt.

„Gäll"

Du bisch es tuusigs Wörtli,
Chasch schmiechle wie-n-es Chätzli.
Mir bruche di für fründlech z'sy
Und jedesmal bisch o drby,
We mir tüe triumphiere.
Wäm chönntisch nid verfüehre,
So fiin tönsch' oft, und artig?
Du suechsch is Byfall bi de Lütt'
Und we ne ds eiget Härz nid git,
Hei mir di ersch rächt nötig! Al. Wermuth.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

4. Fortsetzung.

Keridan zog sich zurück.

Hollbruch betrachtete den Raum mit großem Unbehagen. „Das ist ein Kokottenzimmer."

„Glaubst du wirklich, Peterchen, daß Kokotten in so schönen Zimmern hausen? Ich glaube es nicht." Sie strich mit den Fingern über die schwere seidene Decke, die über das niedrige Bett gebreitet war. „Sogar ein Telephon ist da", rief sie triumphierend und wies auf den Apparat hin, der auf dem Nachttisch stand.

„Wahrscheinlich funktioniert der Apparat nicht. Eine Attrappe."

„Du bist zu mißtrauisch, Peterchen."

„Und du bist zu vertrauensvoll, Dieten. Ich habe Angst um dich."

Sie legte den Arm um seinen Hals.

„Sei doch nicht kindisch, Peterchen; warum hast du Angst?"

Er antwortete zögernd:

„Ich fürchte, daß du auf die schöne Fratze Keridans hereinfällst." Sie machte ein verletztes Gesicht. „Ich meine nicht, daß du dich in ihn verliebst, Dieten."

„Na, dann bin ich ja beruhigt, Peter." Sie sah ihm prüfend in die Augen. „Aber wenn es dir lieber ist, gehe ich jetzt mit dir weg und wir lassen die ganze Sache sein. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Es ist bestimmt vornehmer, tot zu sein als Keridan das Geld wegzunehmen."

Er verschloß ihren Mund mit einem Kuß.

„Verzeih mir, Dieten. Ich weiß nicht, was ich rede."

„Ich bin übermorgen bei dir", flüsterte sie ihm ins Ohr. „Hier hast du Geld, Dieten."

Er gab ihr tausend Mark.

„Warum so viel?"

„Nimm nur. Für alle Fälle."

„Du mußt sehr aufpassen, Peterchen." Sie umklammerte ihn mit beiden Armen. „Ich habe niemanden auf der Welt als dich." Aus ihren Augen stürzten Tränen. „Ich bin verloren ohne dich."

Er brachte kein Wort über die Lippen.

Keridan klopfte an die Tür.

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Hollbruch —"

„Ja, ich komme."

Er nahm die Aktenmappe und seinen kleinen Koffer, küßte Dieten ein letztes Mal und ging zur Tür.

„Paß gut auf, Peterchen", schluchzte sie. „Paß gut —"

Ihre Stimme brach.

Sie hörte das Gehen von Türen im Haus, sie hörte das Anlassen des Motors, sie hörte das Wegfahren des Wagens. Dann war alles still und tot.

Dieten starrte mit brennenden Augen in den Abend. Sie hatte plötzlich das verzweifelte Gefühl, daß jetzt ihr Leben zu Ende war.

8. Kapitel.

Der Wagen hielt vor dem Potsdamer Bahnhof. Hollbruch stieg aus und ging eilig die Treppe hinauf. Der nächste Zug nach Magdeburg fuhr erst um 18 Uhr 35. Hollbruch hatte noch viel Zeit. Er gab den Koffer bei der Aufbewahrungsstelle ab, dann verließ er den Bahnhof und blieb auf dem Treppenabsatz stehen.

Er betrachtete nachdenklich den Potsdamer Platz, als sähe er ihn heute zum erstenmal, und verspürte eine jähe, fast schmerzliche Zärtlichkeit für diesen Platz, der von Menschen, Wagen, bunten Lichtern und von hundertfältigem Lärm überflutet war. In nie abreißender Kette marschierten die Menschen über den Platz, warteten bei den Haltestellen der Straßenbahnen

und Autobusse, liefen zur Untergrund, verschwanden in den Tunnels, stürzten atemlos aus den Tunnels hervor, niemand hatte Zeit, niemand hatte Geld, nur er, Peter Hollbruch, stand einsam und allein hier oben auf der Treppe vor dem Potsdamer Bahnhof und trug 640 000 Mark unter dem Arm. Eine Sekunde lang hatte er das brennende Verlangen, die Tasche aufzureißen und das Geld über den Platz hin zu verstreuen.

Es war ein lächerlicher Einfall. Wäre mit dieser Geste irgend jemandem geholfen? Es würde eine grauenhafte Panik entstehen, die vielen Menschen den Tod brächte.

Hollbruch stieg kleinlaut die Treppe hinab und suchte die Nähe der armen Leute, die mit verzweifelter Entschlossenheit einer Verdienstmöglichkeit, einer Hoffnung, einem Abendbrot nachjagten.

Ein Blinder saß vor einem armseligen Harmonium — der Führhund lag mager auf einem Sack — und spielte mit Inbrunst: „Nun lobet alle Gott, den Herrn." Hollbruch wollte dem Mann, der Gott pries, etwas schenken, aber er hatte kein Kleingeld. Er ging zu Aschinger, um einen Hundertmarkschein zu wechseln, und verspürte, erregt von dem Speisengeruch, einen so nervösen Hunger, daß er sich zu einem Tisch setzte und ein paar Bockwürste mit Kartoffelsalat bestellte. Niemals im Leben, so schien es ihm, hatte ihm irgend etwas besser geschmeckt. Er trank ein Glas helles Bier und fühlte sich sehr behaglich. Die Aktentasche lag auf seinen Knien.

Es fiel ihm schwer, das Lokal zu verlassen, in dem er noch stundenlang hätte sitzen mögen, um langsam dieses helle leichte Bier zu trinken und vor sich hinzudösen. Als er endlich wieder auf die Straße trat, suchte er sofort den Blinden mit dem Harmonium, aber der Mann war nicht mehr da. Hollbruch hatte leises Mitlied mit dem Unglücklichen, der vor seiner Chance, ein Fünfmarkstück zu bekommen, davongelaufen war. Aber besaß nicht fast jeder Mensch einmal im Leben eine Chance, die er nicht ausgenützt hatte?

Hollbruch wurde plötzlich kühl und selbstsicher. Dieten hatte recht. Man durfte die große Gelegenheit nicht versäumen. Niemals wieder konnte man auf eine gefahrlosere Art die Hölle des Elends verlassen.

Er trat entschlossen in einen Laden und verlangte ein Taschenmesser. Er wählte lang und unzufrieden, denn keines der vorgelegten Messer schien ihm stark und scharf genug zu sein.

„Darf ich fragen, mein Herr", erkundigte sich der Verkäufer beflissen, „welchem Zweck das Messer dienen soll?"

Hollbruch blickte den neugierigen Mann argwöhnisch an.

„Um einen Hirsch auszuweiden", antwortete Hollbruch widerwillig und mit gerunzelter Stirn.

„Dann nehmen Sie doch ein Jagdmesser, mein Herr. Wir haben erstklassige Jagdmesser."

Hollbruch fand das Messer, das ihm geeignet erschien, bezahlte den verlangten Preis, obwohl er ihn für zu hoch hielt, und verließ den Laden. Dann lief er zum Potsdamer Bahnhof, denn in fünf Minuten ging der Zug nach Magdeburg, löste die Fahrkarte, holte seinen Koffer ab und stieg in einen Raucherwagen dritter Klasse. In seinem Abteil saßen zwei Herren mittleren Alters, die kleine Staatsbeamte zu sein schienen. Hollbruch hörte ihrem Gespräch zu, ohne zu verstehen, welchen Sinn diese Reden und Widerrreden hatten.

Der Zug setzte sich ächzend in Bewegung. Es war ein beschleunigter Personenzug, der schon bei der Abfahrt erschöpft und müde zu sein schien.

Hollbruch nickte plötzlich ein, aber er fuhr sofort wieder auf und tastete angstvoll nach seiner Tasche, die, gegen die Wagenwand gepreßt, neben ihm lag, so daß er sie immer spüren konnte. Er zündete eine Zigarette an und sah zum Fenster hinaus. Auf den nackten Feldern lag die melancholische Dämmerung der Frühlingsabende, der Himmel war orangerot, die Weidenbäume bogen sich im Wind. Die ganze Welt schien von einer schlaffen Traurigkeit erfüllt zu sein.

In dieser Abendstunde schien es Hollbruch ganz klar zu sein, daß Keridan ein Schieber war, der eine romantische Geschichte erfunden hatte, um seinem Geldabtransport ein sauberes Mäntelchen umzuhängen. Ein ehrbarer Kaufmann hatte wohl andere Möglichkeiten, eine Schuld im Ausland abzudecken, als einen wildfremden Mann mit einem Flugzeug zu engagieren, um das Geld über die Grenze zu schmuggeln.

Hollbruch wollte sich mit dieser Feststellung abfinden, aber sein unbestechlicher Verstand fragte sich, ob ein ehrbarer Kaufmann wirklich andere Möglichkeiten hatte. War der Kaufmann nicht vollkommen abhängig von der Entscheidung der Beamten in der Devisen-Zentrale? Diente die Geldausfuhr Keridans einem volkswirtschaftlichen Interesse oder nicht? Und was sprach dagegen, daß Ali Keridan nicht tatsächlich ein ehrbarer Kaufmann war? Hollbruch sah das Wort „Keridan-Radio" durch die Nacht strahlen. Es gab doch unleugbar jene Fabrik in der Köpenickerstraße, die vielleicht wirklich 650 Arbeiter beschäftigte.

Hollbruch krümmte sich unter diesen Zweifeln, die ihm alle Waffen aus den Händen schlugen und seine Tat unmöglich zu machen drohten, aber dann riß plötzlich der Schleier, der Keridans Gesicht verdeckt hielt, und Hollbruch konnte wieder das wunderbare Gesicht des gefallenen Engels sehen. Sofort gewann er seine Sicherheit zurück. Der Instinkt war zuverlässiger als der Verstand. Ein ehrbarer Radio-Fabrikant durfte einfach nicht so aussehen wie Ali Keridan, auch wenn der nüchterne Verstand dieses primitive und unlogische Mißtrauen gegenüber der Schönheit spöttisch belächelte. Die Menschen konnten ihre Gedanken und Handlungen verbergen, aber ihre Gesichter konnten sie nicht verstecken. In den Gesichtern lag die letzte Entscheidung. Nein, nein, niemals war Keridan ein ehrbarer Kaufmann, der um das Schicksal seiner Arbeiter besorgt war. Ali Keridan war ein Schieber, vielleicht ein Betrüger.

„Ja, das ist er", sagte Hollbruch laut vor sich, förmlich überrannt von seiner Scharfsichtigkeit.

Die beiden Herren mittleren Alters, die kleine Staatsbeamte zu sein schienen, sahen ihn mißbilligend an.

9. Kapitel.

Ein starker Wind wehte, als Hollbruch in Magdeburg aus dem Bahnhof trat. Er blickte prüfend zum Himmel, über den Wolkenfetzen jagten. Die Sterne flimmerten verdächtig.

Wind war besser als Nebel, stellte er fest und zuckte mit den Achseln, aber sein Mund war ganz schmal geworden. Dann nahm er ein Auto und fuhr zu Eva Brake, die außerhalb der Stadt wohnte.

Es war ein alter Bauernhof, in dem Eva Brake und ihre Mutter hausten. Einige Morgen Acker und Wiesen gehörten zu dem Grundstück, das einen verwahrlosten Eindruck machte. Um so überraschender wirkte das Innere des Hauses, das Eva sehr geschmackvoll und komfortabel eingerichtet hatte. Alles, was sie mit ihren Sportflügen und Vorträgen verdiente, steckte sie in das alte Haus hinein, das von außen so überaus armselig aussah. Für die Auffrischung der Fassade oder für einen rationellen Umbau war niemals genug Geld da.

Als das Auto vor dem Hof hielt, öffnete Eva Brake, die den Wagen gehört hatte, die Haustür und rief fröhlich:

„Hallo, Peter!"

„Guten Abend, Eva", antwortete Hollbruch aus dem Dunkel. Er bezahlte den Chauffeur, nahm Koffer und Aktentasche und ging über einen ungepflegten klebrigen Weg auf die beleuchtete Haustür zu.

Eva lachte ihm entgegen. Sie war groß und schlank mit den Hüften eines Jünglings. Ihr kurzgeschnittenes aschblondes Haar leuchtete im Schein der Lampe, die über ihrem Kopf hing.

„Fein, daß du gekommen bist, Peter. Ich freue mich sehr."

Sie nahm ihm den Koffer ab und drückte fest seine Hand.

Sie betraten die große Diele, die von einem warmen gedämpften Licht erfüllt war. Im Kamin prasselte ein mächtiges Holzfeuer.

„Die Diele sieht schon wieder anders aus", sagte Hollbruch verwundert.

„Ich habe ein neues Licht angeschafft, das ist alles. Es wirkt gut, nicht?"

„Fabelhaft. Die Diele sieht jetzt aus wie — wie — eine Zaubergrotte."

„Zaubergrotte ist eine Beleidigung, weißt du. Hier wird nicht gezaubert. Aber trotzdem kriegst du was zu essen. Komm."

Sie führte ihn in das Speisezimmer, das ein vieleckiger Raum mit niedriger Decke war. Auf dem Tisch standen Schüsseln mit Salaten, mit geräucherten Fischen, mit Landschinken und Eiern, eine Schale mit Obst, eine Flasche Rum.

„Donnerwetter! Das ist ja ein Festmahl. Woher hast du so viel Geld genommen, Eva?

„Alles auf Pump."

Ihre grauen Augen strahlten vor Vergnügen.

Dann entdeckte Hollbruch, daß nur zwei Gedecke auflagen.

„Wo ist denn deine Mutter?"

„Mutter mußte nach Hannover fahren. Zu Tante Hilde."

Sie begann eine Geschichte von Tante Hilde zu erzählen, deren Ende gar nicht abzusehen war. Hollbruch lächelte. Als Eva dieses Lächeln sah, sagte sie ein wenig gereizt:

„Du wirst dich heute mit mir begnügen müssen."

„Aber ich bin doch sehr froh, daß wir heute allein sind, Evchen."

„Warum läßt du mich dann so lange Geschichten erzählen, du Unmensch?"

„Du erzählst so schön."

„Na, wir wollen uns wieder vertragen. Setz dich nieder und fang zu essen an. Ich hole nur Tee."

Er blickte ihr nach, als sie zur Tür hinausging, und stellte fest, daß dieses junge Mädchen, das tapferer und verwegener als jeder Mann flog, auch eine reizvolle Frau war.

Eva kam mit dem Tee zurück, schenkte ein und setzte sich Hollbruch gegenüber.

„Rum oder Zitrone?"

„Rum, wenn ich bitten darf."

Es war sehr still in dem alten Haus. Nur das Feuer im Kamin knallte manchmal, und der Wind jaulte.

„Schön ist es hier", sagte Hollbruch, nachdem er gegessen und getrunken hatte.

„Ja, es ist wunderbar traurig."

„Nur in den Städten ist es traurig. Auf dem Land ist es niemals traurig, Eva."

„Das sagt man so, aber sitz mal hier allein einen ganzen Winter lang, dann wirst du verstehen, was Schwermut ist." Sie schüttelte den Kopf. „Eine Frau kann nicht allein sein, Peter."

„Warum heiratest du nicht?"

„Wer heiratet heute ein amres Mädel? Das kommt nur in doofen Films vor. Ich will nicht lügen, man hat auch mir schon Heiratsanträge gemacht. Einmal war es ein Negerhäuptling in Zentralafrika, dem meine Fliegerei so imponiert hatte, daß er mich zu seiner Hauptfrau machen wollte, dann war es ein Farmer aus Nebraska, und drittens ein Lehrer aus Celle, der mich heiraten wollte, falls ich mich verpflichtete ‚nie mehr zu fliegen." Sie zuckte mit den Achseln. „Die mich heiraten wollen, die mag ich nicht." Sie blickte Hollbruch mit klaren Augen an. „Und der, den ich mag, den kann ich nicht kriegen." Hollbruch sah verlegen auf den Tisch. „Aber das ist nicht so wichtig. Erzähl mir lieber was von dir, Peter. Ich frage nicht, wie es dir geht, denn du siehst elend aus. Hast wohl nicht satt zu essen." Sie ballte die Faust. „Harte Zeiten. Wer heute noch anständig und korrekt bleiben will, der geht vor die Hunde."

„Da hast du recht", sagte Hollbruch dankbar.

„Man kommt sich ganz dämlich vor mit seiner Ehrbarkeit. Glaub mir, man muß sich fallen lassen. Ich bin jetzt siebenundzwanzig Jahre alt. Was habe ich von meinem Leben gehabt? Ein paar Zeitungsnotizen, einige Medaillen und ein Dutzend Silberbecher. Findest du nicht, daß das ein bißchen wenig ist?" Er nickte schweigend. „Aber jetzt habe ich genug davon. Ich kann dir sagen, Peter, daß ich heute vor nichts, aber auch vor gar nichts zurückschrecken würde, um die Möglichkeit einer andern Lebensführung zu finden."

Hollbruch dachte sofort daran, daß er Eva Brake hunderttausend Mark schenken wolle, um ihr ein Leben zu ermöglichen, das ihr gefiel.

Der Gedanke an diese großmütige Schenkung führte ihn aus den Träumen, von denen das niedrige Zimmer erfüllt war, wieder in die Wirklichkeit zurück.

„Ist das Flugzeug bereit?" fragte er unvermittelt.

„Ja, alles in Ordnung."

Er sah auf die Uhr.

„Willst du schlafen gehen, Peter?"

„Oh nein, ich muß ja fliegen."

„Jetzt? In der Nacht?"

„Ja, Eva."

„Ich hatte das Gastzimmer für dich vorbereitet", sagte sie enttäuscht. „Kannst du nicht morgen früh bei Tagesanbruch fliegen? Es ist sicherer."

„Nein, es muß heute Nacht sein."

Sie stand auf, ging zum Fenster und öffnete es.

„Schlechter Wind, Peter."

Er trat neben sie und blickte hinaus.

„Nicht so schlimm."

Sie umklammerte seinen Arm.

„Du solltest jetzt nicht fliegen, Peter. Der Wind gefällt mir nicht."

Fortsetzung folgt.

Eine Rheinfahrt

Vorbemerkung der Redaktion: Unser Mitarbeiter, den wir von seiner Deutschland-Reise zurückerwartet hatten, ist nicht gekommen. Statt seiner kam ein Brief mit folgendem Inhalt: „Lieber Herr Kollege! Ueberall heißt es: „An den Rhein, wo's blüht und grünt!" Diese Aufforderung ist mir, nachdem ich bereits in Frankfurt war, in die Glieder gefahren. Ich mache daher noch einige Tage „blau". Ich leiste mir eine Rheinfahrt — von Mainz nach Köln. Ich muß das sehen, erleben, — ich halte es nicht mehr aus! Seien Sie mir nicht böse, — Bericht kommt dennoch pünktlich an. Wird alles gemacht. Ich schicke Ihnen von unterwegs hübsche Bilder zum gefälligen Abdruck. Auf diese Weise mache ich Sie zum Teilnehmer an meiner Fahrt und blitze Ihnen Sonne ins Herz. Wenn Sie diesen Zettel erhalten, schwimme ich schon. Herzlichst Ihr W. Schweizer."

Der Ausreißer hat Wort gehalten. Was an uns geschickt, geben wir hiermit den Lesern getreulich wieder.

Mainz, 10.30 Uhr. Die Glocke läutet. „Goethe" (wie paßt dieser Name für ein Schiff!) stößt ab. Der Rhein nimmt uns auf. Die Luft ist silbern, der Himmel lichtgraue Seide — herrlich. Die langgestreckte Silhouette von Mainz weicht zurück. Ich grüße den Dom. Es ist schön. Ich kann meinen Abstecher nicht bereuen. Ihnen allen auf der Redaktion wünsche ich, wie mir, einen angenehmen Tag.

Oestrich-Winkel, 11.35 Uhr. Wir haben Biebrich, Walluf, Eltville, Hattenheim passiert. Köstlicher Genuß für die verstaubten Augen, der Blick über Ufer und Ferne. Die Landschaft der gesegneten Gebreite ist voller Frühling. Die Kastanien stehen mit weißen Kerzen, die Wiesen lachen grün, vor den weißen Villen flammt es gelb und rot, blauer Flieder huscht über Mauern. Dörfer, gotische Kirchen, wehrhafte Burgen, sanft übersonnt. Dienend schlängeln sich Pfade in das Land. Ueber weichen Hügelwellen fern die blauen Kulissen der Höhen. Sauber gerichtet die grau-braunen Weinberge, der Sonne harrend. Ueber den Tischen klingen die Gläser. Warum auch nicht? Rheinland — Weinland. Wir haben Leute am Dampfer, die sich's leisten können: Vergnügungsreisende, die es dazu haben, beleibte Väter, die ihren Töchtern den Rhein zeigen, Männer des Geschäfts, die eine Flasche aufs Spesen-Konto schlagen. Ich halte noch zurück. Fleischbrühe einstweilen. Ein nettes, einzelnes Fräulein tut desgleichen. Wollen mal sehen . . .

Oberwesel, 13.25 Uhr. Die Gäste des „Goethe" schlürfen die helle und dunkle Romantik des Rheins. Wir fuhren unterm Bogen der eisernen Brücke, die ins Nahetal führt gen Rüdesheim, Bingen und Aßmannshausen. Mutter Germania auf dem Niederwald wurde allseitig photographiert. Der Betrieb auf dem Rhein ist stark. Der Strom schaukelt Schlepper vieler Länder. Die Trikolore weht von „Toulouse" und „Bor-